

# **Universitäts- und Landesbibliothek Tirol**

**Ein Ort für morgen**

**Thüminger, Rosmarie**

**Wien, 1994**

12

Maria war gerade aus dem Zug geklettert. Noch immer gab es zu wenig Kohle, so daß nicht viele Züge verkehrten und die Plätze immer knapp waren. Um Fahrkarten zu ergattern, mußte man lange anstehen, einige Ausweise vorzeigen und dazu noch Glück haben. Aber der Briefträger hatte ihr mit Hilfe einer Beziehung eine Fahrkarte besorgen können. Nun stand sie am Bahnsteig und schaute sich um.

Es wimmelte von Reisenden. Die einen kamen, die anderen gingen, aber alle drängelten, und Maria wurde mitgeschoben. Am Rücken trug sie ihren Rucksack, der rechte Arm wurde von einer schweren Tasche zu Boden gezogen. Sie hatte einen Laib selbstgebackenes Brot, ein Stückchen Speck und zwei kleine Krüge mit Schweineschmalz mitgebracht. Ein nahrhafter Gruß für Fritz aus seiner alten Heimat und ein Gastgeschenk für die Familie Haydegger. Aber wo blieb Fritz nur? Er hatte doch versprochen, sie vom Zug abzuholen. So war es ausgemacht gewesen.

Endlich gelang es ihr, sich in eine Ecke zu drücken. Nun war sie zumindest der allgemeinen Schieberei entkommen. Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, reckte den Kopf hoch und versuchte verzweifelt, im vorbeidrängenden Menschengewimmel irgendwo den schwarzen Haarschopf von Onkel Fritz zu entdecken. Doch er war nirgends zu sehen. Ob er sie vergessen hatte? Was sollte sie dann anfangen? Aber das konnte doch nicht möglich sein. Schließlich hatte er sie eingeladen, und alles war ausgemacht und organisiert.

Die Lokomotive am Ende des Bahnsteigs stieß zugleich mit einer dicken Rauchwolke einen schrillen Pfiff aus, und der Zug setzte sich in Bewegung. Nun wurde auch das Gedränge

schwächer. Der Bahnsteig leerte sich langsam, aber von Onkel Fritz war noch immer nichts zu sehen.

Vielleicht wartete er in der Schalterhalle? Oder vor dem Bahnhofsgebäude? Sie beschloß, ihr sicheres Plätzchen aufzugeben und ihn suchen zu gehen. Irgendwo mußte er ja sein.

In der Halle ging es weniger hektisch zu. Vor den Schaltern standen lange Schlangen von Menschen, die aber ruhig und gefaßt warteten. Plötzlich löste sich ein Mann aus der Menge und strebte der Mitte des Raumes zu. Dort blieb er stehen. Er wandte sich den wartenden Menschen zu, breitete die Arme aus und fing mit lauter Stimme zu reden an. Es klang so, als ob er den Text auswendig gelernt hätte. Einige der Anwesenden drehten ihm den Kopf zu, andere standen weiter in ihrer Schlange und beachteten ihn nicht.

Er sprach: „Gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Ich bin nur ein Heimkehrer. Ich kann nichts dafür, daß ich sieben Jahre draußen gewesen bin und daß mich der Krieg übriggelassen hat. Gelegenheit zum Verheizen war oft vorhanden. Aber nun bin ich einmal heimgekommen und bitte vielmals um Verzeihung. Ich habe mich eigentlich auf dieses Heimkommen gefreut, aber diese Freude vergeht, wie alles im Leben vergänglich ist. Leider auch meine Kleidung.“

Nun, da der Mann so laut und deutlich von seiner Bekleidung sprach, fiel es Maria auf. Die Hose, die er trug, schaute wirklich sehr zerschlissen aus. Das Hemd war ihm zu klein. Die obersten zwei Knöpfe standen offen, weil der Kragen zu eng war, und auch die Ärmel waren viel zu kurz.

„Ich habe leider keine Freundin am Bezugsamt“, fuhr der Mann fort. „Ich habe keinen Bekannten in irgendeinem Geschäft, ich war kein Nazi – sonst ginge es mir wahrscheinlich besser. So habe ich keine Beziehungen.“

Maria überlegte, was der Mann damit wohl sagen wollte. Da rief sie plötzlich eine bekannte Stimme an. Onkel Fritz stand neben ihr.

„Gott sei Dank, da bist du ja. Was habe ich mir für Sorgen gemacht! Ich konnte nicht früher kommen, die Straßenbahn

ging nicht, wegen Stromausfall. Ich bin den ganzen Weg gelaufen.“

Er nahm ihr Tasche und Rucksack ab. „Auch den Heimweg müssen wir zu Fuß gehen.“

„Das macht nichts. Gar nichts macht das“, versicherte Maria. „Auf den Berg muß ich immer zu Fuß gehen, und da muß man steil hinaufsteigen“, sagte Maria. Sie war sehr erleichtert, daß der Onkel Fritz doch noch aufgetaucht war. „Sag, was will denn der Mann dort?“ fragte sie und deutete auf den Redner.

Onkel Fritz zuckte die Schultern. „Ach, solche Leute gibt es an allen Ecken. Sie beklagen sich über die Ungerechtigkeit der Welt.“

„Es ist ein Heimkehrer“, sagte Maria. „Wie der Hans, der Bub von der Godel. Aber mir kommt vor, daß es dem Hans besser geht. Viel besser.“

„Klar, der hat eine Heimat. Und eine Familie.“

„Und der dort hat keine?“

„Anscheinend nicht. Sonst würde er ja seinen Kummer nicht da so öffentlich machen. Aber komm, wir müssen gehen. Die Frau Haydegger wartet schon auf uns.“

Voriges Jahr hatte Großmutter eine neue Brille gebraucht, und damals war Maria zum letztenmal in Innsbruck gewesen. Viel hatte sich inzwischen verändert. Freilich standen entlang der Straßen noch immer Ruinen, aber etliche Häuser waren schon wieder instandgesetzt. Die Fenster trugen Glasscheiben, teilweise gestückelt, manche freilich waren noch mit Brettern vernagelt oder einfach mit Zeitungspapier dicht gemacht.

„Die Erdäpfelstauden sind schon größer als bei uns“, staunte Maria, als sie an einer Grünanlage vorbeikamen.

„Innsbruck hat ja auch das mildere Klima“, sagte Onkel Fritz.

„Und die Städter pflegen ihre Äcker mit viel Begeisterung. Meine Chefin hat Paradeiser gepflanzt, einfach an die Hausmauer. Sie zieht sie mit Hilfe eines Spaliers hoch, und die Stauden tragen schon Früchte. Einundzwanzig insgesamt. Noch sind sie grün, aber bis Ende September werden sie reifen. Hoffentlich schenkt sie mir auch einen von ihren Paradeisern.“

Maria trabte neben Onkel Fritz her. Sie war kein bißchen müde, nur die Schuhe drückten sie. Für die Stadt hatte sie natürlich nicht die schweren Schuhe mit den Holzsohlen anziehen wollen, mit denen sie jeden Tag zur Schule ging. Sie trug die feinen, zarten, schmalen Sonntagsschuhe, die einmal der Großmutter gehört hatten. Die Großmutter hatte sich im vergangenen Winter Frostbeulen zugezogen. Nun taten ihr die Schuhe weh. So hatte sie also der Eitelkeit der Welt abgeschworen und die Schuhe Maria vermacht. Sie selbst ging nun im Winter wie im Sommer mit den weiten, breiten Holzschuhen und dicken Socken zur Sonntagsmesse.

Leider waren Marias Füße ungemein kräftig. In der Länge paßten ihr Großmutter's gute Schuhe, aber sie waren eindeutig zu eng. Vom Schulhaus bis ins Dorf war sie barfuß gegangen. So schont man die Schuhe und die Füße. Vor den ersten Häusern hatte sie die Schuhe angezogen, aber im Zug hatte sie sich dieser Marterinstrumente gleich wieder entledigt.

„Haben wir noch weit?“ fragte sie Onkel Fritz.

„Aber nein, da sind wir schon!“

Tatsächlich rankten sich an der südseitigen Wand des Hauses einige grüne, ziemlich magere Paradeiserstauden an einem Spalier in die Höhe. Aus einem der Fenster im ersten Stock flatterte ein rosaroter Vorhang im Wind. Maria schien es, als stände dort jemand, um sie willkommen zu heißen.

Und wirklich, Frau Haydegger erwartete sie schon. Sie begrüßte Maria freundlich und führte sie in die Küche, wo ihr Mann auf dem Sofa saß und die Zeitung studierte. Auch er lächelte Maria zu.

Der Platz war knapp, denn die Familie hatte nur noch die drei Zimmer im Erdgeschoß zur Verfügung. Im ersten Stock, auch in dem Zimmer, aus dem der Vorhang wehte, waren Ausgebombte einquartiert worden. Von dort setzte auch plötzlich laute Musik ein.

„Schon wieder dieses Grammophon!“ rief Frau Haydegger. „Es ist entsetzlich!“ Sie ergriff den Besen und stieß damit an die Decke. Die Musik wurde schwächer, allerdings nur um eine Spur.

„Diese neumodische Musik. Jazz. Entsetzlich! Urwaldgetrommel. Negermusik. Und diese Lautstärke! Typisch amerikanisch! Und das muß man sich alles gefallen lassen, im eigenen Haus!“ Sie stieß einen markanten Seufzer aus.

Aber Maria war fasziniert. Wie die Musik trommelte und hämmerte! So schön und so schnell, daß man glaubte, alles würde schwingen und wirbeln und beben. Solche Töne hatte sie noch nie gehört. Auch Fritz gefiel die Musik, das merkte Maria sofort an der Art, wie er mit den Füßen wippte und mit den Fingern auf die Sessellehne klopfte.

„Da wohnt eine Familie oben, mit einem Halbwüchsigen. Und sobald seine Eltern aus dem Haus sind, spielt er immer diesen Jazz“, erklärte Frau Haydegger.

„Was haben wir früher für schöne Lieder gesungen“, sagte Herr Haydegger und fing an, eine Melodie zu pfeifen, die Maria in der Volksschule bei Fräulein Hauser gelernt hatte. „Ein junges Volk steht auf, zum Sturm bereit, reißt die Fahnen höher, Kameraden ...“

Fritz verzog das Gesicht, aber er hütete sich wohl, ein Wort gegen den Geschmack seines Chefs zu sagen. Das war ein Lied, das man heute nicht mehr sang. Genauso wie man nicht mehr darüber redete, daß man früher die Fahnen mit dem Hakenkreuz aus dem Fenster gehängt hatte.

„Sei still, wenn dich jemand hört!“ sagte Frau Haydegger. „Der glaubt, du bist ein Unverbesserlicher!“ Und zu Maria gewandt, fuhr sie fort. „Wir stammen aus Kärnten. Da singen die Leute gern. Aber heute singen wir andere Lieder. Schöne, moderne. Kennst du das: Bella, bella, bella Marie ...“

Nein, Maria kannte dieses Lied nicht. Daheim wurde das Radio meistens nur aufgedreht, wenn die Nachrichten oder die Suchmeldungen kamen. Großmutter hörte einmal in der Woche die Stunde der Blasmusik und der Heimatlieder. Die Mutter hingegen bevorzugte Operettenmusik.

„Das ist überhaupt eine schreckliche Familie da oben“, sagte Herr Haydegger.

„Und ausgerechnet bei uns haben sie diese Leute einquartiert.“

Der Vater säuft, die Mutter hat man mit französischen Soldaten gesehen.“

„Auch mit Amerikanern“, ergänzte ihr Mann.“ Sogar mit Negern!“

„Die Nachbarn sagen, alles sei besser, als Besatzungssoldaten einquartiert zu haben“, meinte Fritz. Er wollte seinen Chefs wohl dazu verhelfen, ihrem Schicksal ein bißchen gelassener ins trübe Auge zu blicken.

„Ich kann wirklich beim besten Willen nicht einsehen, daß wir all diese Säufer, all diese Gestrandeten und Kaputten mit-schleppen sollen.“

„Diese Fremden und Zugezogenen!“

„Und diese Krüppel, die nicht mehr arbeiten können.“

„Oder wollen! Diese asozialen Typen! Es ginge uns und der Volkswirtschaft schon viel besser, wenn wir diese Leute absto-ßen könnten.“

„Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper!“ bestätigte Herr Haydegger und streckte seinen voll durchtrainierten Rücken in die Höhe. Maria hingegen machte sich klein. Sie fühlte sich mit einem Male völlig verwirrt. Die Reden des freundlichen Ehepaares Haydegger klangen ihr irgendwie sehr vertraut in den Ohren. Und plötzlich fiel es ihr wieder ein. Es waren genau dieselben Aussagen, die früher immer aus dem Radio gekommen waren oder in der Zeitung gestanden hatten oder die viele Leute im Mund geführt hatten. Heute stand davon nichts mehr in der Zeitung. Und im Radio redete man auch ganz anders. Aber die Leute, nicht nur die freundlichen und liebenswürdigen Haydeggers, das war eine Tatsache, die redeten noch immer so. Vielleicht fiel es ihr hier besonders auf, weil sie fremd war. Doch die Nachbarin der Frau Vogl, daran erinnerte sie sich plötzlich ganz genau, hatte im Grunde dasselbe gesagt. Und erst letzthin hatte sie beim Kaufmann gehört, wie eine Frau eine andere als Zigeunerin beschimpft hatte.

Warum hatte sie damals nicht darüber nachgedacht, warum ausgerechnet das Wort „Zigeunerin“ ein Schimpfwort sein sollte? Jetzt, da doch die Nazis weg waren.

Für diese waren die Juden und die Ostvölker, die Neger und die Behinderten Untermenschen. Aber die Nazis waren besiegt worden, das Regime war weggefeigt, nun lebten sie in einer Demokratie. Alle waren nun Demokraten. Warum nur dachten, redeten und handelten viele Menschen noch immer wie vorher?

„Der Briefträger bei uns daheim hat auch nur einen Arm. Aber der geht arbeiten. Jeden Tag bringt er die Post“, sagte Maria, weil sie einfach etwas sagen mußte. Sonst wäre sie zersprungen.

„Ja, ja, die Krüppel, die arbeiten, von denen redet man ja nicht“, sagte Frau Haydegger.

„Der Arm ist ihm im Krieg weggeschossen worden!“

„Ja, ja, der Krieg, der Krieg! Gut, daß er vorbei ist. Auch wenn wir ihn verloren haben.“

„Der Briefträger mit dem einen Arm sagt, die Deutschen haben ihn verloren“, sagte Maria.

„Ach, was soll's, wir werden doch nicht politisieren!“ lachte Herr Haydegger. „Erzähl uns lieber, was du morgen gerne machen möchtest.“

„Ich möchte furchtbar gern ins Kino gehen“, platzte Maria heraus.

„Genau wie Fritz“, lachte Frau Haydegger. „Der ist auch so ein Kinonarr.“

Dann packte Maria Rucksack und Tasche aus. Die Hälfte der mitgebrachten Sachen war für die Familie Haydegger bestimmt, als Gastgeschenk und für Übernachtung und Essen sozusagen. Die andere Hälfte bekam Fritz. So konnte er ein paar Abende satt ins Bett gehen.

Fritz, als Lehrling, schlief in einem kleinen Kammerl, das früher als Abstellraum gedient hatte. Für Maria richtete Frau Haydegger auf dem Sofa in der Küche ein provisorisches Bett her. Es waren ja nur zwei Nächte, die Maria in der Stadt verbringen würde, da konnte man sich schon behelfen.

Am nächsten Tag, als Frau Haydegger vom Einkaufen zurückkam, brachte sie vier Karten mit. „Im Zentral spielt man den Film ‚Florence ist verrückt‘. Das ist eine französische Komödie. Mein Mann und ich wollten sie schon vorige Woche

sehen. Nach einer Woche Arbeit kann man sich ja einmal ein Vergnügen leisten, nicht?“

Am Abend gingen sie dann tatsächlich zu viert ins Kino. Herr Haydegger trug ein elegantes Sakko, und seine Frau hatte einen schicken Hut auf dem Kopf. Maria war unheimlich aufgeregt. Obwohl Strom und Gas knapp waren, brannten doch einige Straßenlampen in der Innenstadt. Der Kinosaal war mit roten Samtesseln ausgestattet, und von der Decke hing ein funkeln-der Luster. Er erlosch, die Musik setzte ein, das Spiel auf der Leinwand begann, und Maria fühlte sich wie verzaubert. In diesem Augenblick wäre sie am liebsten für immer in der Stadt geblieben, um jeden Abend ins Kino gehen zu können.

Am nächsten Morgen mußte Onkel Fritz schon in aller Früh in die Werkstatt zur Arbeit. So brachte Frau Haydegger Maria zum Bahnhof.

Als sie durch die Maria-Theresien-Straße gingen, erblickten sie einen langen Zug von Frauen. Zuerst glaubte Maria, es sei eine Prozession. In Zell gab es zum Fronleichnamfest immer eine feierliche Prozession. Maria war selbst schon zweimal mitge-gangen. Voran zogen die kleinen Mädchen in weißen Kleidern, mit offenen Haaren, kurzen Schleierchen und Kränzen über der Stirn. Maria war in den hinteren Reihen gegangen, bei den Mädchen, die ihre normalen Sonntagskleider trugen. Dann kamen die Buben, auch schön angezogen, aber natürlich bei weitem nicht so schön wie die Schleiermädchen. Dann die Er-wachsenen, Männer und Frauen in Tracht. Hinter ihnen marschierte die Musikkapelle. Die war besonders prächtig an-zuschauen, all die blitzenden Trompeten und Klarinetten. Nach einem gehörigen Abstand schritt, unter einem riesigen Baldachin, der von vier kräftigen Männern getragen wurde, der Pfarrer selbst. Er war mit einem schweren, goldbestickten Kleid angetan und hielt eine goldene Monstranz in Händen. Die Ministranten schwangen abwechselnd Weihrauchfässer und Glöckchen. An den verschiedenen Altären hielt die ganze Prozession an, die Musik spielte auf, der Pfarrer sang, die Leute beteten, und Maria beneidete den Pfarrer, weil der unter

seinem Baldachin im Schatten wandeln konnte. Fronleichnam fällt immer auf einen Donnerstag im Juni, da brennt einem die Sonne ganz schön auf den Kopf.

Diese Prozession sah ganz anders aus. Die Frauen waren eher ärmlich gekleidet, und alle waren sehr dünn. Von Musik keine Spur. Allerdings trugen sie auch etwas in den Händen, Spruchbänder und so eine Art von selbstgebastelten Plakaten. Gerade als sie auf Marias Höhe waren, direkt vor der Annasäule, blieben sie stehen und fingen im Chor zu rufen an: „Brot für unsere Kinder! Brot für unsere Kinder! Gerechte Verteilung! Nieder mit dem Schwarzmarkt!“

„Ah“, sagte Frau Haydegger, „das ist eine dieser sogenannten Hungerdemonstrationen, die werden von den Frauen organisiert.“

„Warum machen sie das?“ fragte Maria.

„Sie wollen, daß wir mehr Brotzuteilungen bekommen.“

„Und hilft es etwas?“ fragte Maria.

Frau Haydegger zuckte die Schultern. „Wollen wir es hoffen. Manchen Leuten geht es echt schlecht, das muß man schon sehen. Wir, wir können es uns ein bißchen richten. Wenn man ein eigenes Geschäft hat, tut man sich leichter. Nicht leicht, das will ich nicht sagen, aber leichter.“

Da erzählte Maria der Frau Haydegger von dem Heimkehrer, den sie vorgestern gesehen hatte.

„Ja, es geht schon ungerecht zu“, sagte Frau Haydegger. „Es geht halt schon wieder total ungerecht zu. Das ist es, was viele Leute so enttäuscht. Vor allen Dingen diese Ungerechtigkeiten.“

Die Leute auf den Gehsteigen blieben stehen. Eine Schlange von Frauen und Männern, die vor einem Brotgeschäft standen, stimmten in das Rufen ein und klatschten.

Frau Haydegger zog Maria, die stehengeblieben war, um die sonderbare Prozession in Ruhe anzuschauen, mit sich fort.

„Wir müssen zum Zug“, sagte sie. „Er könnte ja auch einmal pünktlich sein.“

Der Zug ging von Innsbruck aus und stand, eine Viertelstunde

vor der Abfahrt, tatsächlich schon auf seinem Gleis. Aber in den Waggons herrschte bereits ein wildes Gedränge, und nur weil Frau Haydegger so respektvoll aussah, gelang es ihr, für Maria ein Plätzchen zu ergattern. Sie ermahnte Maria, nur ja brav sitzen zu bleiben, nicht zu vergessen, in Jenbach umzusteigen und gut heimzukommen. Und zum Schluß lud sie Maria sogar ein, sie wieder einmal zu besuchen.

Plötzlich ging ein Ruck durch den Zug. Frau Haydegger bekam einen Schreck und stieg sofort aus, um nicht womöglich noch eine blinde Passagierin zu werden, ohne Fahrschein, wie sie war. Die Lokomotive aber stieß gleichzeitig eine dicke Rauchwolke und einen schrillen Pfiff aus und setzte sich in Bewegung. Frau Haydegger blieb am Bahnsteig stehen, und Maria winkte. Frau Haydegger wurde kleiner und kleiner, und dann machten die Gleise eine Kurve, und sie war verschwunden.

Maria setzte sich gemütlich zurecht. Für Stadtleute brachte jeder Tag andere Erlebnisse. Kino. Jazz, wenn auch nur aus der Nachbarwohnung. Heimkehrerreden in der Bahnhofshalle. Hungerdemonstrationen. Soviel erlebte sie daheim in einem ganzen Monat nicht wie hier an zwei Tagen. Gut, die Prozession am Fronleichnamstag mit der Blasmusik war auch nicht schlecht. Und die Schmugglertour! Ein bißchen tat es ihr leid, daß sie Frau Haydegger nicht davon hatte erzählen dürfen. Die hätte große Augen gemacht. Na ja, im Grunde freute sich Maria schon wieder auf zu Hause.

Vorläufig wollte sie die Fahrt genießen. Zuerst knüpfte sie den Rucksack auf und sah nach dem Inhalt. Frau Haydegger hatte ihr eine Flasche mit kaltem Pfefferminztee eingepackt und zwei Schmalzbrote. Fritz hatte Maria eine Schachtel Lucky Strike mitgegeben, für den Vater. Er hatte die Zigaretten von einem Amerikaner bekommen, als Dank für das schnelle Reparieren einer Armbanduhr. Maria nahm sie nur kurz in die Hand und versenkte sie dann wieder blitzartig in die Tiefen des Rucksacks. Auf die Zigaretten mußte sie höllisch achtgeben. Für einen Raucher wie Vater bedeuteten echte amerikanische Zigaretten Weihnachten und Geburtstag zusammen.

Daheim erwartete Maria eine aus ihrer Ferienruhe aufgeschreckte Familie. Das amtliche Schreiben von Vaters Versetzung war eingetroffen. Sogar Lisa, die noch nicht verstehen konnte, was der Brief bedeutete, spürte die Aufregung. Sie flitzte vom Vater zur Großmutter und wollte aufgenommen werden. Zwei Sekunden später wollte sie schon wieder auf den Boden herunter. Die reinste Nervensäge.

„Ich habe euch etwas mitgebracht“, verkündete Maria.

„Etwas mitgebracht? Für mich auch?“ rief Willi.

„Ja, für jeden von euch“, erklärte Maria. Normalerweise brachte der Vater etwas mit, wenn er heimkam. Eine Handvoll Erdbeeren vielleicht oder einen seltsam gefärbten Stein oder ein paar Seidenzuckerln. Aber diesmal war Maria in der Stadt gewesen, also war es an ihr, Mitbringsel zu verschenken.

Als erste kamen Lisa und Willi an die Reihe. Für sie beide hatte Maria auf dem Heimweg einen Becher großer roter Erdbeeren gepflückt. Mutter und Großmutter bekamen drei frische Parasolpilze. Die waren Glückstreffer gewesen. Maria hatte sie nur zwei Schritte neben dem Weg gefunden. Der Vater bekam die Schachtel Lucky Strike von Fritz. Für Spitz hatte Maria ein Viertel Schmalzbrot abgespart. „Und Kitty möchte ich die Milch von meinem Kaffee geben. Das darf ich doch, oder? Wenn ich daheim gefrühstückt hätte, wäre sie jetzt auch verbraucht.“

„Aber ja, darfst du“, erklärte die Mutter großzügig.

Alle freuten sich, und für den Augenblick war die Aufregung um den Brief vergessen. Der Vater öffnete die Packung und nahm eine Zigarette heraus. Andächtig roch er daran. „Lucky Strike“, sagte er. „Das ist etwas anderes als die Eigenbauzigaretten. Oder die Dreier.“

„Maria, willst du wissen, wohin wir übersiedeln? Ich zeig’s dir!“ sagte Willi und breitete die ziemlich zerfledderte Landkarte aus Vaters eigener Schulzeit auf den Küchentisch aus.

„Da, schau her, da steht es. Schönau“, sagte er. „Und so weit müssen wir fahren, bis wir dort sind!“ Er ließ seinen Zeigefinger, dessen Nagel wie gewöhnlich einen breiten Schmutzrand

trug, das Zillertal hinaus- und das Inntal hinuntergleiten und fuhr dann der Straße ins übernächste Seitental nach, bis hin zu dem mit einem kleinen, dünnen Ringlein gekennzeichneten Ort. Schönau.

„Ja, Schönau“, sagte die Mutter. Es klang direkt feierlich. „Das ist der Ort, wo wir künftig leben werden.“

„Ein vielversprechender Name, nicht wahr?“ meinte Großmutter. „Schönau. Da wird es uns gefallen.“

„Da werden wir glücklich sein“, sagte die Mutter. Ihre Augen glänzten. Wahrscheinlich dachte sie an die Stöckelschuhe hinter dem Vorhang des Schuhregals, die sich dort unten, auf den glatten Asphaltstraßen der Ebene, sicher wunderbar tragen ließen.

„Du, Maria, brauchst dann nicht mehr weit zu Fuß gehen. Die nächste Hauptschule befindet sich in Kundl, und dorthin fährt ein Bus. Da hast du es bequemer. Und ich brauch' mich nicht mehr zu ängstigen, ob dir nichts passiert auf dem langen Heimweg durch den Wald.“

„Jeden Tag Bus fahren. Ist das nicht teuer?“ fragte die Großmutter.

„Ich hoffe, es gibt verbilligte Schülerfahrkarten“, sagte der Vater. „Zu Fuß, das ginge sowieso nicht. Das sind ja doch an die sieben Kilometer bis Kundl, soweit ich das auf der Landkarte schätzen kann.“

Die Mutter seufzte. „Nun ja, die Zeiten werden ja hoffentlich einmal besser werden, so daß wir die Busfahrten bezahlen können. Vielleicht kann ich in Schönau auch was dazuverdienen. In einem größeren Ort gibt es jedenfalls mehr Möglichkeiten.“

„Nun, das werden wir sehen. Da machen wir uns noch keine Sorgen, Luisa. Und nächste Woche, sobald ich die Fahrkarten habe, fahren wir zwei, du und ich, nach Schönau und schauen uns das Dorf an. Und das Schulhaus. Und die Lehrerwohnung.“

„Hoffentlich gibt es dort Wasser im Haus. Schönau ist mit einem Ringerl in der Karte eingezeichnet. Das ist ein richtiges

Dorf. Der Gerlosberg hingegen, der ist nicht als Ortschaft gekennzeichnet. In einem richtigen Dorf wird die Lehrerwohnung wohl Fließwasser haben.“

Der Vater nickte. „Das glaub’ ich auch. Schönau ist ein ordentliches Dorf mit einer ordentlichen Lehrerwohnung. Ihr werdet sehen!“

„Wäre das schön, nicht mehr jeden Tropfen Wasser vom Brunnen holen müssen“, sagte die Mutter.

„Das Wasser hat eh immer der Vater geholt“, sagte Willi.

„Ja, seit er wieder daheim ist. Trotzdem, Fließwasser in der Küche, das ist einfach ganz was anderes. Da braucht man nicht mehr so zu sparen, man dreht den Hahn auf, und schwuppdiwupp kommt das Wasser daher.“

„Bei den Haydeggers kommt sogar warmes Wasser aus dem Hahn“, trumpfte Maria auf. Nachdem sie gerade zwei Tage in einem wohlhabenden städtischen Haushalt verlebt hatte, fühlte sie sich als Expertin gehobener Wohnkultur.

„Warmes Wasser?“ staunte Willi. „Wie geht denn das?“

Darauf wußte Maria auch keine Antwort, aber der Vater vermutete, daß die Haydeggers aus der Vorkriegszeit einen Boiler hatten retten können.

„Allzulange möchte ich mit der Übersiedlung nicht warten. Sobald du dich entschlossen hast, die neue Stelle anzunehmen, werden wir gleich übersiedeln“, sagte die Mutter.

„Nun ja, ich weiß nicht. So Hals über Kopf will ich nicht weg von hier“, meinte der Vater.

„Ich bin froh, wenn ich die Übersiedlung hinter mir habe. Und dann haben die Kinder auch noch die Möglichkeit, sich vor Schulbeginn ein bißchen einzuleben in der neuen Umgebung und im neuen Schulhaus.“

Übersiedlung. Schulhaus. Lehrerwohnung. Mit dem Bus zur Schule. Maria schwirrte der Kopf.